

Nr. 259. Bromberg, den 10. November 1935

Der Fabrikant Anton Beilharz
und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

(11. Fortsetzung.) ———

Zwischen drei Nägeln war an der Wand ein Spiegelscherben befestigt; darin besah er sein Gesicht, mit dem Taschenkamm die Haare und den Bart notdürftig zurecht streichend. Er war aber nicht im geringsten verdrießlich, die Helligkeit des Abends hatte in der Nacht durchgehalten, und als er schließlich hinaus ging, sich wieder auf die Bank neben der Tür zu setzen, nahm er die Morgensonne nicht weniger dankbar in seine Augen auf als den Mondschein der Nacht.

Das feurige Gestirn hatte schon über den Waldhügel links seinen ersten Aufstieg in den Himmel getan, und es sah aus, als sollte es damit Glück haben, weil das Gewölk sichtbar zu leicht war, den Strahlen, wenn sie erst stärker wurden, standzuhalten. Der See hinter dem grünen Hügelrand lag wie unter einer weißen durchsichtigen Decke, und wo das Gebirge hätte sein sollen, saß der Morgendunst undurchdringlich über der Bläue.

Der Fabrikant mußte weit zurückdenken, eine Morgenfrühe zu finden, in der er schon im Freien gewesen war. Sein Leben durch all die Jahre hatte an dem zweimaligen Gang zur Fabrik und wieder hinauf zum Ruchberg gehangen; und der erste dieser Gänge hatte immer erst nach seinem behäbigen Frühstück begonnen.

Seit wann habe ich nun nichts mehr gegessen? überlegte er und wunderte sich, daß er nicht einmal Hunger hatte. Und obwohl er gewiß war, nächstens doch wieder an Nahrung, an Wasser, an Seife, an einen Mantel kommen zu müssen — denn die Luft war ihm doch wieder kühl —, saß eine Gewißheit mit ihm auf der Holzbank, daß er hier bleiben würde.

Ich werde mich eben einrichten müssen! sagte er einmal obenhin und ging entschlossen hinein, sich den alten Soldatenmantel über die Schultern zu hängen, als ob nun sein Krieg um ein Jahr verspätet anfinge. Und er war schon ziemlich weit in seinen Überlegungen, was mit ihm geschehen würde, was aber sein müsse, als er von oben her Schritte hörte, die nach dem Geräusch schwer am Stock gingen.

Er wartete nach seiner Art ruhig ab, bis um die Ecke der alte Nachbar erschien, der eine Zeitlang, wie er wußte, der Gärtnerfrau geholfen hatte. Er kannte den Mann nicht, der einen zerzausten weißen Bart und rot entzündete Augenränder hatte. Und der wiederum schien nicht gut auf den Augen zu sein; denn er blieb, als er ihn dasitzen sah, nicht einmal erstaunt stehen: So, bist du wieder hiesig, Seppl? krähte er. Und als der Fabrikant in seinem Soldatenmantel etwas murmelte, daß er ihn wohl verwechsle, schien er auch taub zu sein.

Weiß es die Frau schon? fragte er und ging, weil ihm das Kopfschütteln genug Antwort war, irgend etwas brümmelnd den Weg hinunter auf die Gärtnerei zu.

So kam, was sich der Herr Beilharz ausgedacht hatte, das nun geschehen würde, von selber zur Entwicklung. Er sah, wie der alte Mann, lang und gebeugt, unten von einem Balken den Schlüssel zum Treibhaus herunterlangte und umständlich in der geöffneten Tür verschwand.

Jetzt wird es die Frau erfahren! dachte er und wartete auch das ruhig ab. Nicht lange, so sah er denn auch, daß unten ein Fenster geöffnet wurde und die Gärtnerfrau nach ihm hinauf sah. Was sie entdeckte, schien ihr nicht zu passen; denn sie machte das Fenster offenbar unwillig zu, und nach einigen Minuten erschien sie, schon wieder in der Ärmelschürze vom Abend, in der Haustür und kam mit sichtbarer Entschlossenheit den Weg herauf, den Blick auf den Boden gesenkt, als dächte sie über die richtigen Worte nach.

Der Fabrikant, der die Verwechslung sich vollenden sah, überwand einen Anreiz, ihr noch in das Weinberghaus zu entwischen, weil das nur eine Verzögerung bedeutet hätte; er blieb in seinem Soldatenmantel sitzen, den er fester um die Schultern zog, und mußte über seine Torheit den Kopf schütteln, daß er nun wirklich wie ein Knabe dasaß, dieser armen Frau einen Streich zu spielen und sich noch darüber zu freuen.

Die wiederum war so gewiß in ihrem Vorhaben, daß sie den Blick keinmal aufhob und auf diese Weise kaum drei Meter vor ihm stand, als sie mit einem Ruck ihr Gesicht zurück warf, das von dem Gang und von Zorn gerötet war. Offenbar wollte sie, ihr Hausrecht zu wahren, mit einer harten Rede beginnen; denn sie sagte mit dem Fuß stampfend: So!

Weiter kam sie freilich nicht; aber sie brachte auch den Mund nicht mehr zu; und der Fabrikant strafte sich in einem Augenblick des Schreckens, daß diese Überraschung zuviel für die Frau gewesen sein könnte, die jemand wegweisen wollte und ihn in dem alten Soldatenmantel dasitzen fand, der diesem Jemand anscheinend gehörte.

Erschrecken Sie nicht, Frau Kleff! wollte er ihren Schrecken dämpfen: Ich bin es noch einmal! Und er stand auf, ihr die Hand zu reichen.

Aber nun war es doch mehr, als das Theresle im Augenblick fassen konnte. Ihr Mund stand immer noch geöffnet und ihre Augen warfen sich in einem hohen Bogen gegen ihn auf: Der Herr Beilharz! stotterte sie und griff blitzschnell nach dem Baumstamm, neben dem sie stand; es sah aus, als wollte sie sich daran herumreißen, so sackte sie hin, nicht auf die Knie, sondern in die glücklichste Stellung, in der ein Mensch fallen kann, wenn unter ihm Gras ist.

Als der Fabrikant hinzu tappte, hatte sie beide Hände schon rechts und links ins Gras gestemmt, um sich aufzurichten; aber sichtlich gehorchten ihr die Beine nicht mehr, so daß sie ihn nur erschrocken anstarren konnte. Etwas Hilfloseres als ihren noch immer geöffneten Mund glaubte der Herr Beilharz in seinem Leben nicht gesehen zu haben; und weil er sich in einem Winkel seiner Gedanken wie ein Schulknabe an der gelungenen Überraschung freute, obwohl er selber erschrocken war, so benahm er sich auch wie ein solcher, indem er aus seiner Erregung in ein törichtes

Gelächter ausbrach, das für die Umstände so unpassend war wie für ihn, den Fabrikanten Beilharz.

Darüber kam auch die Frau zurecht und wollte über sich selber mitlachen, wie sie da saß; aber sie konnte nicht einmal die Hände vor die Augen heben, als ihr die Tränen ausbrachen.

Sie haben doch nicht auf dem Strohsack geschlafen? fragte sie, nun doch mit der Hand die Tränen abwischend.

Ich hab's versucht! gab er zurück, der die Folgen des Versuchs in allen Gliedern spürte, und setzte nach einer Weile hinzu: Ich werde mir das besser einrichten müssen, wenn ich bleibe, Frau Kleff!

*

Der Seppl, mit dem der Fabrikant Anton Beilharz verwechselt worden war, weil er seinen alten Soldatenmantel übergehängt hatte, war eine Zeit lang als Gehilfe in der Gärtnerei tätig gewesen: wie sich später herausstellte, ein Deserteur aus dem Bayerischen Wald, der schon im Frühjahr 1918 nicht mehr an die Front zurück fand. Er hatte sich in dem alten Weinberghaus eingenistet, weil die Gärtnerfrau den zudringlichen und gefährlichen Menschen keinesfalls im Haus haben wollte.

Eines Tages war dann der Landjäger gekommen, ihn doch zu holen; aber das Nest war leer gewesen bis auf den alten Mantel. Zum Entgelt hatte die Gärtnerei für seine nicht unerheblichen Schwindeleien aufkommen müssen.

Darum war die Gärtnerfrau so zornig herauf gekommen, als sie von der vermeintlichen Wiederkunft des Seppl hörte; darum hatte aber auch der Fabrikant statt einer Gerätekammer seinen Unterschlupf gefunden, in den er sich allen Ernstes einzunisten gedachte. Während er den angeeigneten Soldatenmantel auszog und, verwüstet durch die Nacht, schließlich auch eines Frühstücks bedürftig, mit der Frau hinunter ging, sagte er ihr, daß es vieler Arbeit und Sorgfalt bedürfen würde, die verwahrloste Obstanlage noch zu retten. Sie mußte natürlich der erschrockenen Meinung sein, der Fabrikant sorge sich um sein verlorenes Geld; aber er wehrte das unwillig ab: weder Bäume noch Geld seien verloren, nur sei es die höchste Zeit, daß Hand angelegt werde! Denn ihm ging es unter der List dieser Worte darum, daß er eine Tätigkeit für sich selber sah, zu der er Lust hatte.

Als er mit der Gärtnerfrau über die steile Treppe hinauf wieder in die Küche kam, war es sieben Uhr: Die beiden Mädchen, die ihn mit erstaunten Augen begrüßten, rüsteten schon zur Schule, während die Kleine noch am Tisch saß und ihre Milch schlürfte. Es war Ziegenmilch, wie der Fabrikant sogleich mit ungemeinem Vergnügen roch; denn auch seine Eltern, die Gärtnerleute in der Neckar-Vorstadt, hatten eine Ziege gehabt.

Ob er nachher auch etwas davon bekommen könne? fragte er begierig, der sich zunächst ein Handtuch und ein Stück Seife ausbat; denn er hatte im Vorbeigehen unten im Hof den fließenden Brunnen gesehen. Die Frau wollte es zwar anders einrichten, aber er bestand auf seinem Vergnügen, wie er sagte. Und als er sich, so gut es ohne weitere Hilfsmittel ging, wie ein Bauer in Hemdärmeln mit frischem Wasser behandelt hatte und zu der Kleinen an den Wachstuchtisch setzte, war die Frau schon dabei, ihm einen Kaffee zu kochen und hatte ihm wieder seinen Platz mit einer Serviette sauber abgedeckt. Er aber wollte nichts als die schaumige Milch haben, in die er, wie in seiner Knabenzeit, das Brot tunkte; und er brauchte nicht zu versichern, daß es ihm schmeckte.

Das habe ich seit mehr als vierzig Jahren nicht zu trinken bekommen! sagte er; und während seine Augen in der Küche herum strolchten, die ihm durchaus nicht mehr so ärmlich vorkam wie am Abend, entdeckten sie das mit roten Rosen bemalte Zifferblatt der Wanduhr, deren Perpendikel sein Messingblatt unermüdlich hin und her ticken ließ.

Solch eine Uhr haben wir in der Neckar-Vorstadt auch gehabt! fügte er seiner ersten Feststellung hinzu; aber er sagte es nicht, weil im selben Augenblick die kleine Hermine von der Bank unter den Tisch rutschte. Er meinte, sie sei hinunter gefallen; aber sie kam sogleich wieder hervor und lief zu ihrer Mutter: offenbar eifersüchtig, daß sich der Onkel von gestern abend heute früh nicht mehr mit ihr beschäftigte.

Sie würde nun auch an ihre Hausarbeit müssen, und er wolle nicht länger stören! sagte der Fabrikant und stand auf. Die Frau aber, die nicht das Geringste von seinen Absichten wußte, erwartete nichts anderes, als daß er nun ins Bureau gehen wolle, und fragte zur Vorsicht noch einmal, ob es dem Herrn Beilharz also recht sei, wenn sie um zehn Uhr käme?

Nein, es wäre ihm gar nicht recht, und nötig wäre es auch nicht! Sie möge nur ruhig bei ihrer Arbeit bleiben; er sehe unterdessen die Bäume durch und sei Punkt zehn Uhr wieder da.

Er sagte das mit Umständlichkeit, verglich seinen Chronometer mit der rosenbemalten Wanduhr — sie ginge um sieben Minuten zu früh — und entwich vor den fragenden Augen der Gärtnerfrau, die schon wieder beunruhigt war, weil er die Bäume durchsehen wollte.

Draußen hatte die Sonne die Wolkenrückstände der Nacht schon vernichtet. Schief in ihre Strahlen gesetzt, sah der Obsthang mit den im Verband gepflanzten Halbhochstämmchen nicht übel aus. Der Tadel des Fabrikanten betraf aber nicht die Pflanzung, sondern die Pflege. Als sei er dafür bestellt, fing er an, einen der dünnen Stämme nach dem andern auf die Härte seiner Rinde zu prüfen und wie die Leitzweige gewachsen wären. Sie sind nicht einmal so arg verhungert! stellte er befriedigt fest: Also muß der Boden tiefgründig sein, und mit Sorgfalt gepflanzt sind sie auch. Was die Zweige betrifft, so muß freilich die Schere im Herbst walten. Daß einige der jungen Dinger schon Früchte tragen, ist Unfug, und daß die Hasen im Winter darin gewesen sind und die Einbindung war nicht erneut, wird manchem das Leben kosten!

Er fing an zu zählen; und als er nach einer Stunde an das Weinberghaus kam, war er so viele Male an dem Hang hin und her gegangen und war des Dinges so ungewohnt, daß er rechtschaffen schwitzte, obwohl er den Rock längst ausgezogen hatte.

So, das wäre die Arbeitsstätte; jetzt kommt die Wohnung! sagte er befriedigt, zog seinen Rock wieder an und setzte sich auf die Holzbank neben der Tür, die ihm schon heimisch vorkam, seinen geplagten Füßen eine Pause zu gönnen. Die Sonne war nun bereits so kräftig, daß vom See über den Hügelrand herüber nur ein Glast kam: kaum, daß er darin das Wasser und den Waldrücken des anderen Ufers unterschied. Unten neben dem Treibhaus sah er den alten Nachbarn herumstochern, der ihn für den wiedergekehrten Seppl gehalten hatte. Mit dem allein kann natürlich die Frau keine Gärtnerei halten; es wird ein Gehilfe her müssen! überlegte er und nahm sich vor, am Nachmittag auch da unten eine Bestandaufnahme zu machen.

Zuvor mußte er die Möglichkeit hier oben untersuchen, über die er seit dem Morgen schon ein verdächtiges Gefühl bekommen hatte, als ob sein Plan, hier zu hausen, eine zu kühne Robinsonade sei.

Erst umschritt er das alte Weinberghaus von außen, dessen Wände zwar nicht ohne Sorgfalt ausgebessert waren; aber er fand so viel Spuren seines Vorgängers, daß er als erste Notwendigkeit einen Abtritt buchte. Dann ging er, die Tür prüfend, in den Raum hinein, der als seine einzige Habe bisher den Hut auf dem Tisch und den Revolver unter dem Balken barg. Er maß ihn mit dem metallenen Zollstock aus, den er stets bei sich trug, und fand, daß er reichlich 2,40 Meter hoch war und ungefähr vier Meter im Geviert hatte. Für eine Zelle zu groß und für ein Zimmer zu klein! war seine zweite Buchung; aber wenn er immer noch Mut zu den Dingen gehabt hatte, vor dem angeblichen Mobiliar verließ er ihn.

Er schüttelte sich nachträglich, als er den Kasten aus ungehobelten Brettern und den Strohsack sah, auf dem er die Nacht zugebracht hatte. Ein Bett wird das erste sein müssen! war seine dritte Buchung; und dann fing die Kette der Notwendigkeiten an, ihm den Plan völlig zunichte zu machen: eine Wasserleitung mußte heraufgelegt werden und elektrisches Licht; ein neuer Fußboden war ebenso unumgänglich wie eine Decke gegen die Balken und Schindeln; das Fenster mußte Läden haben; und danach fing der Ärger mit dem Geschirr an.

Nach einer Viertelstunde saß der Fabrikant wieder auf der Holzbank neben der Tür, weil er Luft vor der Enge haben mußte. Nein, so geht es nicht! so geht es nicht! sagte er immerzu; und während er bestürzt den Aufwand eines einzigen Menschendaseins bedachte, was alles zur Wohnung, Kleidung und Nahrung gehörte und außerdem nötig war: erkannte er gleichsam aus ihrem Gegenteil die Armut, die

nicht einmal ihre Notdurft hatte, und er wurde traurig über seinen im ersten Anlauf mißglückten Plan.

Ich kann doch nicht in der Tonne des Diogenes wohnen! trotzte er; und als er noch einmal in das öde Nachtquartier hinein ging, seinen Hut zu holen, wußte er schon, daß ihm, wenn er nicht in den Ruchberg zurück wollte — und das konnte er keinesfalls —, daß ihm dann nichts übrig blieb als ein Hotelzimmer hier oder sonst! Darüber bekam er einen heftigen Unwillen, zum Lachen und Sterben! nichtsnutz zu sein; und so stieg er, der gleichsam als ein Beauftragter in den Obsthang hinauf gegangen war, nach zwei Stunden wie ein Entlassener herunter, in einer Sache gedemütigt, die am Ende nur wieder seine eigene Unfähigkeit betraf.

Der Fabrikant Anton Beilharz hatte es nach seiner pünktlichen Gewohnheit nicht versäumt, trotzdem um Schlag zehn Uhr wieder unten im Gärtnerhaus zu sein. Diesmal erwartete ihn die Frau oben an der Treppe und hatte ihr schwarzes Kleid an, in dem sie ihn wieder mehr an das Thereslе erinnerte. Auch führte sie ihn zu seiner Überraschung nicht in die Küche, sondern über den Gang zurück nach vorn in ein geräumiges Zimmer, das mit zwei Fenstern nach der kleinen Straße lag und offenbar die Staatsstube des verstorbenen Gärtners gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der singende Stein.

Skizze von **Elis Stahl.**

Eigentlich fiel es Teresa erst an ihrem Hochzeitstage auf, daß der Klang ihres Namens eine eigentümliche Zartheit hatte, die an kostbare Rosen und edle Steine erinnerte. Ein ganz unpassender Name für jemand, den man an einen alternden Mann verheiratet, dachte sie bitter.

Dann aber erinnerte sie sich, daß sie schließlich ja ganz aus freiem Willen an ihrem achtzehnten Geburtstag den fünfundvierzigjährigen Herrn Hammerschmied heiratete, weil sie nach den zwei Bureaujahren daran verzweifelte, die kranken Eltern aus eigener Kraft ernähren zu können, und weil Herr Hammerschmied ein ruhiger und höflicher Mann war, mit unzweifelhaft anständigem Charakter. Schließlich, wenn sie auch Herrn Hammerschmied nicht liebte, so liebte sie auch keinen andern. Überhaupt mutmaßte Teresa, daß die vielbesungene Liebe nichts sei als eine hübsche Erfindung . .

Die nächsten zweiundzwanzig Jahre bestätigten diese Vermutung. Die Zärtlichkeiten Herrn Hammerschmieds waren vernünftig und sparsam. Sie nahm sie hin wie eine Frau, die sich dankbar zu erweisen bestrebt ist; sie pflegte eine Unmenge Blumen und überschüttete in Ermangelung von Kindern Hund und Katze mit Zärtlichkeit, die einem aufmerksamen Beobachter vielleicht zu denken gegeben hätte. Aber es gibt so wenig aufmerksame Beobachter, es gibt nur Neugierige.

Nun zählte Herr Hammerschmied siebenundsechzig Jahre und Teresa vierzig, ihr klargezeichnetes Gesicht war eine idyllische Landschaft, die nie von einem Orkan heimgesucht worden ist, sie selbst hatte sich zu einer Art Begriff entwickelt, unter dem man alle häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden zusammenfassen konnte . . . Ein neutraler Begriff! Natürlich war Teresa Hammerschmied eine Frau, aber wem fiel das besonders ein? —

Warum besuchte Frau Hammerschmied den Film von der Insel der singenden Steine? Vielleicht um des romantischen Titels willen, denn eigentlich war sie auf dem Wege zu einem wichtigen Besuch. Statt dessen saß sie nun in einem verdunkelten Raum, ein überlebensgroßes Gesicht schaute mit einem wissenden und leidenschaftlichen Lächeln auf sie herab, und Teresas Herz tat einen so schweren und schmerzhaften Schlag, daß sie in ihren Sitz zurücksank.

„Welche Augen!“ dachte sie erschüttert, da glitt das Gesicht zurück in das Dunkel, das ihr plötzlich wie der dunkle Schoß des Lebens selbst vorkam, aus dem alles quellen kann, Seligkeit und Verdammnis. Und sie zitterte.

Das Gesicht mit dem seltsamen Lächeln gehörte einem Matrosen, wie sich erwies, einem ruhelosen und zugleich heimsüchtigen Abenteurer, der auf vielen Schiffen fuhr, um die Insel der singenden Steine zu suchen, von der ihm ein alter Südseevagabund erzählt hatte.

„Singende Steine“, dachte Teresa, aber merkwürdigerweise lächelte sie nicht. War ihr Herz nicht zeitlebens ein Stein gewesen, stumm und gleichmütig, und rief es nicht jetzt wie ein junger Vogel? Ach nein, sie täuschte sich, der Stein in ihrer Brust besaß so gar kein Talent zum Singen!

Die Augen des Matrosen glitten über endlose Meeresspiegel, es war eine gläubige Glückseligkeit in ihnen, Teresas geöffnete Lippen zuckten, und dann geschah das Unmögliche. Ihr Herz hob sich, frei und leicht, stürmte aus ihrem Körper heraus, stürzte dem Mann entgegen, der mit wehendem Haarschopf im Kanu stand, zog Kreise um ihn und flog übers Meer — ja, es war vielleicht zum Lachen, oder vielleicht auch zum Weinen: es flog singend dahin, um auf einer glückseligen Insel ein Nest zu bauen für sich und den Matrosen Jan Harms. „Wie sollte auch ein Film-Matrose anders heißen“, versuchte Teresa zu spotten, aber es gelang ihr nicht, es gelang ihr nur, mit Mühe einen Aufschrei zu unterdrücken, als neben dem schiffbrüchigen Jan Harms die Rückenflosse eines Haies auftauchte . . . Als der Matrose von freundlichen Eingeborenen aufgefischt wurde, erhob sich Frau Hammerschmied, ein wenig unsicher, und tastete sich hinaus. Sicher würde jetzt diese seltsame Bezauberung aufhören . . .

Aber sie hörte nicht auf, Teresa spürte es mit Entsetzen, während sie daheim dem kleinen Festessen des Abends vorstand. Ihr Tischnachbar erzählte von seinen Reisen. Sollte sie ihn nach der Insel der singenden Steine fragen? Und dabei fühlte sie eine tiefe Süßigkeit auf ihren Lippen, die lautlos einen Namen formten: „Jan Harms —“ Oh, wie ihr Herz sang.

„Wie schön die Frau doch ist!“ dachte ein junger Mann am anderen Ende der Tafel. Sie sieht nicht mal wie die Tochter, höchstens wie die Enkelin des Alten aus!“ —

Ja, Teresa war blendend schön, alle sahen es mit Staunen und Befremden. Wie kam die vernünftige Frau des alten Hammerschmied dazu, so schön zu sein?

Vor dem Schlafengehen betrachtete Teresa sich lange im Spiegel und begriff, daß der Reichtum, den die Natur ihr mitgegeben hatte, ein Pfund gewesen war, mit dem zu wuchern ihre Pflicht gewesen wäre und das sie freventlich an einen alten Mann verhökert hatte.

Später, in ihren Kissen, sagte sie laut vor sich hin: „Ich liebe dich, ich liebe dich!“ Was waren das nur für wunderbare Worte, gab es noch einmal so Wunderbares auf der Welt? Nie hatte sie diese Worte zu jemand gesagt, oh, welcher Verlust, welch unersetzlicher Verlust!

Aber erst als sie am nächsten Tag wieder vor dem Gesicht mit dem wissenden und leidenschaftlichen Lächeln saß, begriff sie vollkommen, wie sehr dies Gesicht ihr ganzes bisheriges Leben aus den Angeln gehoben hatte. Die ewige Bezauberung des Mannes, geboren aus Kühnheit, Unbekümmertheit und einer leidenschaftlichen Phantasie der Tat, der sie mit vierzig Jahren verfallen mußte, weil sie ihr mit zwanzig nicht verfallen wollte!

Das war der letzte klare Gedanke Teresas, von nun ab ergab sie sich dem süßen und geheimnisvollen Rausch, sie fragte weder nach der Berechtigung noch nach der Logik ihres Gefühls, sie empfand, was die Natur sie zu empfinden bestimmt hatte, und also mußte es wohl berechtigt sein. Und gab es dennoch irgendwo eine Schuld, so wurde sie reichlich gebüßt durch den kläglichen und jammervollen Betrug, den das Leben ihr spielte und den sie demütig hinnahm.

„Ich liebe dich, Jan Harms“, sagte sie, blind von ungeweinten Tränen des Kummers und des Entzückens, „ich werde jeden Tag zu dir kommen, solange du hier bist. Noch fünf Tage, fünf Sekunden, fünf Ewigkeiten!“

Diese fünf Tage glichen goldenen Bällen, die Teresa von einer unbekannten Macht zugeworfen wurden. In diesen Tagen bemerkten alle, daß der Name Teresa Hammerschmied nicht nur ein Begriff für eine vollkommene Sammlung häuslicher und gesellschaftlicher Tugenden war, sondern auch für etwas Lockendes, Geheimnisvolles, Glühendes, etwas, das das höchste Glück der Erde zu vergeben vermochte. Das kam von dem Neuen und Wunderbaren, das in Frau Hammerschmieds Wesen eindrang wie ein überirdischer Glanz, in ihren Blick, ihr Lächeln, ihren Gang, ja, in die Farbe ihrer Haut und ihrer Haare. Und

doch war dieser überirdische Glanz nur ein Widerschein des tiefen und leidenschaftlichen Glückes, das Frau Hammerschmied täglich in der Liebe zu Jan Harms genoß.

„Sind Sie heute nachmittag auch bei der Direktorin?“ fragte der junge Mann, der die hervorbrechende Schönheit zuerst bemerkt und bewundert hatte.

„Nein“, sagte Teresa.

„Meine Frau geht neuerdings täglich ins Kino!“ sagte Herr Hammerschmied mißbilligend, und Teresa lächelte strahlend.

Ja, jeden Nachmittag sank sie aufatmend und glühend in die Arme des Matrosen, suchte mit ihm kleine Muscheln am Strand, fuhr mit ihm über die blaue Südsee, teilte mit ihm den wunderbaren Augenblick, da sie gemeinsam die Insel mit den singenden Steinen betraten. Vielleicht aber war doch das größte Glück das jener Stunde, in der ein Wasserwirbel sie hinabschleuderte in die unermeßliche Tiefe, damit sie dort einen ewigen und durch nichts mehr störbaren Schlaf taten . . .

Am letzten Tage dieser Spielwoche erwies es sich, daß nach Beendigung des Films von der Insel der singenden Steine eine Dame ohnmächtig in ihrem Sessel saß. Es war Frau Hammerschmied. Eilig schaffte man sie heim.

— — Vierzehn Tage lang lag Teresa an einer rätselhaften Krankheit darnieder, ohne Schmerzen und Fieber, es war ein Absterben, an dessen Ende in ihrer Brust wieder ein Stein lag, stumm und fast reglos. Jeden Tag dieser Krankheit wurde Frau Hammerschmied grauer und verfallener, und als sie schließlich wieder aufstand, war sie eine ganz alte Frau geworden.

Lesender und Buch.

Dies sollte man sich dann und wann einmal wieder recht klarmachen, wenn man zum Buch greift, um sich für ein paar Stunden in seinen Seiten zu verlieren: es hat Zeiten gegeben, da war das gedruckte Buch eine große Seltenheit. Dieses oder jenes Buch sein eigen zu nennen, war der Traum vieler Menschen, für dessen Verwirklichung sie die größten Opfer zu bringen bereit waren. Für unsere Begriffe schier unglaubliche Summen wurden beispielsweise für die ersten Exemplare der von Luther verdeutschten Bibel gezahlt. Die Menschen jener Zeiten aber lebten mit dem Buch, sie lasen in ihm immer und immer wieder, sie haben gleichsam mit dem Buch gerungen.

Sehen wir uns die Lesenden unserer Zeit an, und wir werden unschwer einige Typen herausstellen können. Da ist der weitverbreitete Typ des, sagen wir „Bildungsbeflissenen“. Aus dem Willen heraus, „mitreden“ zu können, „literarisch beschlagen“ zu sein, „klemmt“ er sich jede Stunde seiner freien Zeit „hinter die Bücher“, wobei er aus Mangel an eigener Urteilsfähigkeit sich an die jeweils bekanntesten, das heißt am häufigsten durch die Presse oder Verlagsprospekte besprochenen Bücher hält. Dem Bildungsbeflissenen ist das Buch Mittel zur Erreichung letztlich materieller Zwecke geworden. Leerer Selbstzweck dagegen ist es dem klassischen „Bücherwurm“. Das bebrillte Männlein, das sich in den Wust seiner Bücher bohrt, um abseits des großen Geschehens ein „theoretisches Leben“ zu führen — wie treffend übrigens die Bezeichnung des Volkes: Bücherwurm! —, spielt bei uns Deutschen eine zu große Rolle, als daß es nicht durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder die Zielscheibe der Karikaturisten und Parodisten sein müßte.

Den weitaus größten Raum unter den Lesenden aber scheinen diejenigen einzunehmen, denen das Buch mehr oder weniger nur „Zerstreuung“ bieten soll, eine kleine willkommene Ablenkung vom ewigen Gleichklang der Tage. Eins ist allen Genannten gemeinsam: häufiges und schnelles Leben. Das Lesen wird sozusagen dem Tempo der Zeit angepaßt.

Man spricht von einer Kunst des Zuhörens, kann man nicht auch ebenso von einer Kunst des Lesens sprechen? Wie der reproduktive Künstler bis in die letzten Tiefen des Werkes des Schöpfers sich tasten muß — ein mühevolles Ringen ist es oft —, so ist es auch mit dem Lesenden und dem Buch. Eine lebendige Beziehung schaffen zwischen Buch und Lesendem, das ist Sinn der „Woche des Deutschen Buches“.

Dichter sind Künder ihrer Zeit. Ungleich feiner und sicherer als wir, die wir mitten im Strom des Daseins schwimmen, wissen sie auch auf die feinsten und tiefsten Schwingungen der Zeit zu lauschen und sie zu deuten. Vierzig Millionen Deutsche leben jenseits der Grenzen des Reiches, umgeben von einer ihnen wesensfremden Kultur. Ihnen das deutsche Buch als lebendige Brücke zum Mutterland zu erhalten ist vornehmste Aufgabe der „Woche des Deutschen Buches“.

Hans Sakautzky.



Bunte Chronik



Die Tat einer Sterbenden.

Es war unweit von Kairo, wo kürzlich der Kraftwagen des Dr. Yussef Chaker ins Gleiten geriet, gegen einen Baum raste und dann in den Ibrahimieh-Kanal stürzte, der an der Straße entlang führt. Die Frau des Doktors wurde in hohem Bogen hinausgeschleudert, der Mann saß im Wagen gefangen. Er hatte nicht die geringste Möglichkeit, ins Freie zu gelangen. Da schwamm die Frau herbei. Obwohl aus schweren Wunden blutend, gelang es ihr doch, eines der Wagenfenster zu zertrümmern und dadurch ihrem Manne das Leben zu retten. Er trug nicht einmal eine Wunde davon. Die Frau aber, deren ohnehin recht gefährliche Verletzungen sich durch das Tauchen erheblich verschlimmt hatten, starb kurze Zeit darauf im Krankenhause.



Lustige Ecke



Recht hat er.

Gerhard bleibt immer allein. „Langweilst du dich nicht allein?“

Gerhard lächelt: „Mir ist lieber, ich langweile mich, als man langweilt mich.“

*

Vorgebeugt.

Poetsch ist zum Abendessen eingeladen. Bei der dicken Tante Reiszweck. Sofort nach dem Essen will Poetsch gehen.

„Sie wollen schon gehen?“ staunt die dicke Dame.

„Ich muß“, sagt Poetsch ernst, „sonst denkt daheim meine Frau gleich wieder, ich hätte mich bei Ihnen amüsiert!“

*



„Hat jemand angeläutet?“

„Ja, die Dame, die immer falsch verbunden ist, wenn sie meine Stimme hört!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.